

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2009)
Heft: 4: Schwerpunkt Theater Basel

Artikel: Theater ums Theater - Basel tickt nicht anders : das Basler Stadttheater
Autor: Währen, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

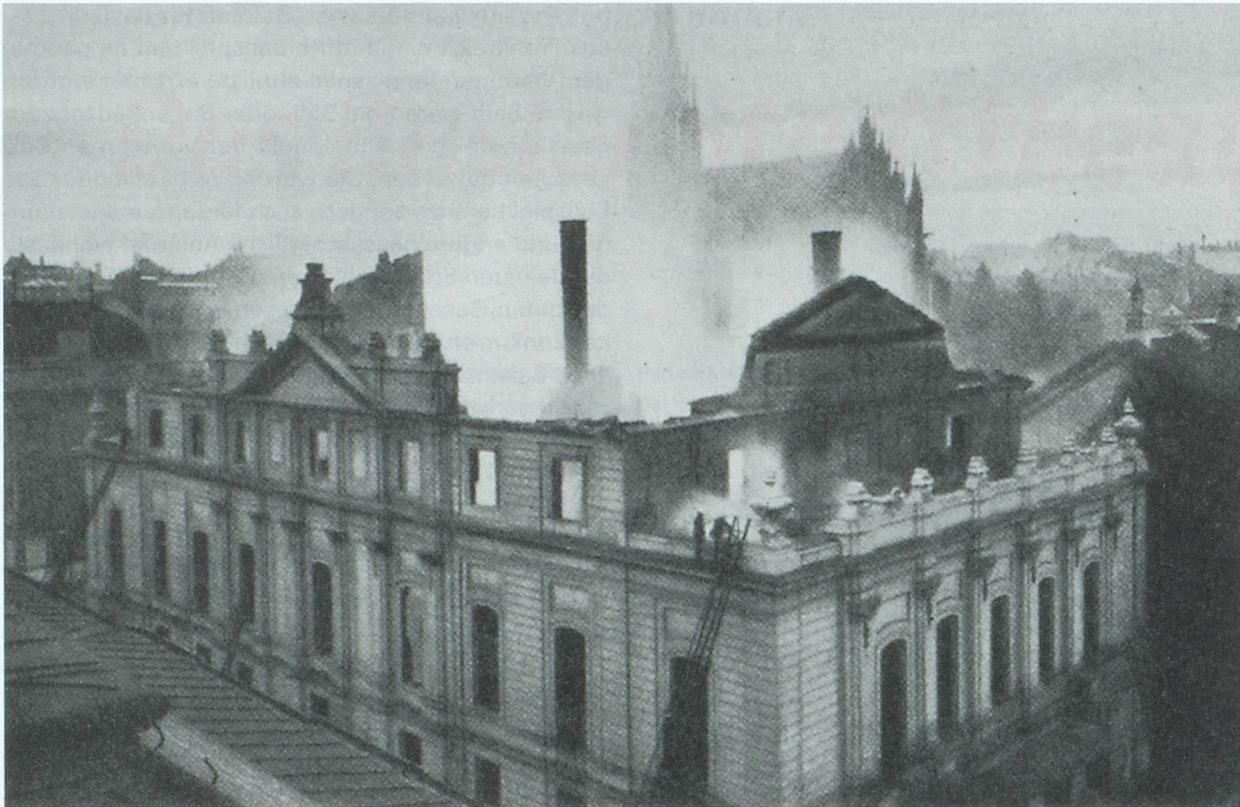
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Stadtrat, ihr den gegenüberliegenden Platz auf dem Bömlein abzutreten. Er war Teil des ehemaligen Steinklosters, auf dem später das Steinenschulhaus gebaut werden und noch viel später das heutige Theater Basel zu stehen kommen sollte. Dem Gesuch wurde entsprochen und der erst 30-jährige Architekt Melchior Berri konnte sein Projekt realisieren. Ein nicht einfaches Unterfangen, musste er doch das Theater in die noch bestehenden, kleineren Gebäude des einstigen Steinklosters richtiggehend hineinzwängen.

Woher aber das Geld nehmen, wenn durch Spendenaktionen keines zu holen war? Wie in anderen Städten gang und gäbe, bildete die Kommission eine Vereinigung, die Aktien auflegte, um so die nötigen Geldmittel für den Bau eines Theaters zusammenzubekommen. Dadurch konnte zu guter Letzt auch in Basel im Jahr 1834 das erste Aktienhaus feierlich eingeweiht werden, allerdings erst zwei Jahre nach seiner Fertigstellung, weil damals die Mittel gefehlt hatten, um es auch zu betreiben. Ein Aktientheater wurde nach dem sogenannten Pachtsystem geführt, das heisst die jeweiligen privaten Verwaltungen übergaben die mehr oder weniger spielfertigen Häuser einem Direktor in Pacht. Dieser hatte für das finanzielle Risiko selbst aufzukommen und geriet oft genug mit seiner Truppe an den Rand des Ruins. Allerdings gewährte hier in Basel die Theaterkommission immerhin pro Saison eine Ausfallgarantie von 1500 Franken, über die es aber immer wieder zu heftigsten Auseinandersetzungen kam, wenn die Direktion die Defizitgarantie tatsächlich in Anspruch nehmen wollte. Immer wieder wurden Stimmen laut, die Stadt solle sich am Betrieb des Theaters beteiligen, nur so könne die Qualität der

Aufführungen gehoben und damit die Besucherzahl gesteigert werden. Mit Blick auf die stetigen Defizite der Direktoren, für welche diese selber aufkommen mussten, wurde einmal kurz und bündig festgestellt: «In Basel ist man sich sonst gewöhnt, was man genießt zu bezahlen; wenn dies beim Theater nicht möglich ist, so stecke man's auf.»

Am 7. April 1873 fand die letzte Vorstellung im Berri-schen Theater mit Bellinis Oper «Romeo und Julia» statt, zum Schluss, so hiess es, seien in den Zuschauerreihen sogar Tränen geflossen. Der Vorschlag, in Basel ein neues Theater zu bauen, kam von den Behörden, die auf dem alten Areal ein Mädchenschulhaus bauen wollten. Johann Jakob Stehlins Projekt, ein Theater im Barockstil zu bauen, wurde von der Theaterkommission, der Aktiengesellschaft und den Behörden mit grosser Zustimmung aufgenommen. In Barocker Tradition deshalb, erklärte Stehlin, weil er mit diesem Stil, dem, was die Franzosen «Grandeur» nennen, am besten Ausdruck verleihen könne. Im Sommer 1873 war Baubeginn am Steinenberg. Etwas über ein Jahr später konnte das Theater mit der «Jubel-Ouvertüre» von C. M. von Webern und Mozarts «Don Juan» seine Eröffnung feiern.

Die Fledermaus brachte dem Basler Stadttheater kein Glück. Als in der Nacht vom 6. Oktober 1904 der Vorhang im grossen Haus am Steinenberg fiel, konnte niemand ahnen, dass es sich um die letzte Vorstellung handeln würde. Kurz darauf loderten die Flammen in den Basler Nachthimmel und zerstörten das ganze Gebäude. Es verging gut ein Jahr, bis ein neuer Bauplan vorgelegt werden konnte. Der Neubau

sollte genau am gleichen Ort und in fast genau den gleichen Formen wie das alte Theater errichtet werden. Die Initianten des Referendums setzten sich für ein geräumiges, freistehendes Theater bei der Elisabethenschanze ein. Sie wollten kein Herrentheater, sondern ein Volkstheater, das allen, auch den weniger gut Betuchten gleich gute Sicht auf das Bühnengeschehen geben sollte. Trotz Versammlungen, Plakaten, Flugblättern, unzähligen Zeitungsartikeln und einer Abstimmung, konnte sich dieser Demokratisierungsgedanke im eher elitären Kulturbetrieb kein mehrheitsfähiges Gehör verschaffen.

Bis an derselben Stelle Fritz Stehlin, ein Neffe von Johann Jacob, ein neues, ähnliches Bauwerk errichtet hatte, sollten weitere fünf Jahre verstreichen. Als endlich am 20. September 1909 mit Wagners Tannhäuser ein neues Stadttheater eröffnet wurde, zeigte es sich von Anfang an, dass dieser Bau nicht oder nur teilweise genügen konnte. Noch vor Baubeginn sagte Stehlin, dass er keine Erfahrung im Theaterbau und vor allem von Akustik keine Ahnung habe, und dass er darum, wenn er das Theater bauen sollte, eine Kopie des alten errichten werde. Wenn man mit dem alten Bau zufrieden gewesen sei, so werde man es

auch mit dem neuen sein. Auf die schlechten Sichtverhältnisse in den zweiten und dritten Rängen angesprochen, soll Stehlin einmal gesagt haben: «Dertuffe goht me nit!» Bereits in den 1930er-Jahren jedoch schien die bauliche Situation untragbar, zumal unter den verschiedenen Schauspielleitern immer öfter alternative Spielorte gesucht wurden, wie etwa die Burgvogtei – das heutige Volkshaus – oder auch verschiedene Säle der Mustermesse. Zudem erwog man immer wieder, den Hans Huber-Saal im Stadtcasino zur Schauspielbühne umzufunktionieren. Schliesslich war es der Initiative eines einzelnen Theatermanns zu verdanken, dass Basel zu seinem Kammertheater kam. Egon Karter eröffnete am 26. September 1950 auf eigenes Risiko die «Komödie» in der Steinenvorstadt, etwas gar plüschig in der Einrichtung und architektonisch rückwärtsgerichtet vielleicht, aber nützlich. Denn der Bedarf an einem kleineren Spielort für Kammerspiele und das Schauspiel schien gegeben. Bereits 1961 wurde die Komödie ausgebaut und sieben Jahre später mit dem Stadttheater fusioniert, und zwar unter der gleichen Direktion für beide Häuser.

Die Probleme mit dem grossen Haus am Steinenberg veranlasste die Regierung, einen Wettbewerb

Bild links

Das brennende Stadttheater (Bau J.J. Stehlins von 1875) in der Nacht vom 6. auf den 7. Oktober 1904 nach einer Aufführung der «Fledermaus» von Johann Strauss.

Bild unten

Das am 4. Oktober 1875 eingeweihte Theater von J.J. Stehlin-Burckhardt (1826 - 1894), rechts das abgebrochene ehemalige Steinenschulhaus, links am Steinenberg die Kunsthalle (auch von J.J. Stehlin-Burckhardt).



für einen Neubau auszuschreiben. Unter den 47 eingereichten Projekten wurde 1964 die Arbeit des Architekturbüros Schwarz, Gutmann und Gloor ausgewählt. Bis zur Eröffnung des neuen Theaters Basel im Jahr 1975 mussten noch viele Hindernisse überwunden werden, unter anderem verschiedene (teils erfolgreiche) Initiativen zur generellen Kürzung der Theatersubventionen. Der Bau von Fritz Stehlin wurde schliesslich am 6. August 1975 gesprengt.

Letzter Direktor des alten Stadttheaters und zugleich der erste des neuen Theaters Basel war Werner Düggelin, er, der 1967 nach langem Hin und Her nach Basel berufen worden war. Unter seiner Leitung erhielt vor allen die Sparte Schauspiel grossen Auftrieb. Grössen wie Matthias Habich, Wolfram Berger und Erwin Kohlund gehörten zum Ensemble. Aber bereits fünf Jahre später begannen Freude und Erfolg abzuklingen – in der Stadt begann es zu rumoren. Ein kleiner, kühler und bis zur Kälte ansteigender Krieg hatte begonnen. Die opponierenden Rädelsführer behaupteten, die Leute wollten wieder «ihr» Theater haben; Ruhe, Zucht, Unterhaltung. Schönes, Aufbauen, jedenfalls nichts «Linkes», mehr lustige Witwen und mehr Tanzbein, und Erotisches hätte das Publikum nämlich gar nicht gern. Was innerhalb des Basler Theaters geschah, ist vielleicht erzählbar, doch eigentlich schwer erklärbar. Die Zeiten hatten sich aber bereits noch während der Dügg-Euphorie gewandelt; Geldabwertung, wachsende Verschuldung der Stadt, zu wenig Geld für soziale Belange, Spitäler, Schulen und so weiter. Das Theater wurde zum Prügelknaben der finanziellen Misere, die Gegner des Theaters witterten Morgenluft. Die Staatskassen seien leer und die Verschuldung des Stadtkantons sei sehr hoch. Und in solchen Zeiten wagte es die Theater-Genossenschaft zusätzliche 13 Millionen Franken Subventionen einzufordern – und noch viel schlimmer: für ein politisiertes Theater. Trotz allem: Der Grosse Rat hatte den Theaterneubau beschlossen. Die Bürger schliessen. Und als die Schulden und Steuern sie erwachen liessen, waren sie gegen das Theater. Sie waren nun gegen das Theater, weil sie ja vorher gar nicht dafür waren.

Ein Blick in die Programme von 1968 bis 1975 zeigt, wie stark das Theater die damalige politische Aufbruchstimmung reflektierte. Da gab es die fast schon legendären Montagabend-Veranstaltungen unter Regisseur Erich Holliger, dem Bruder des weltberühmten Oboisten Heinz Holliger. Einige mögen sich vielleicht noch daran erinnern, dass sich 1971 ein gewisser «Major i Gst» Hans W. Kopp – jawohl, jener, der später der Ehemann der ersten Bundesrätin und gleichzeitig ihr Stolperstein werden sollte, - sich den Fragen von Andreas Gerwig und Adolf Muschg zum Thema «Wehrbereitschaft» stellte. Einige Monate später inszenierte Paul Schorno unter dem Titel «Hausordnung» eine szenische Dokumentation über den Strafvollzug in der Schweiz.

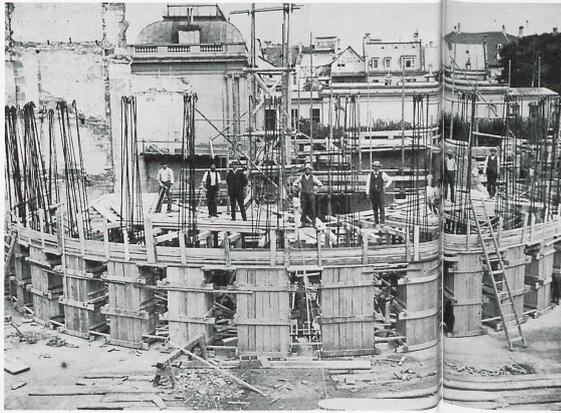


Bild oben
Aufnahme des im Entstehen begriffenen ersten Ranges gegen die Kunsthalle hin, 1907.



Bild unten
Beginn des Abbruchs Ende Juli 1975; Blick von der Bühne (Klostergasse) in den Zuschauerraum.

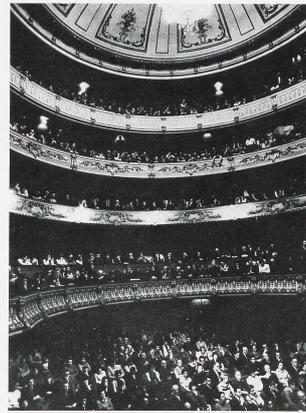


Bild oben
Innenaufnahme während einer sonntäglichen Diskussionsmatinée im Dezember 1968 (Ära Düggelin).

Rolf Hochhuths christliches Trauerspiel «Der Stellvertreter» nach Berlin seine zweite Inszenierung erleben sollte. Das Stück hatte das Verhalten des höchsten katholischen Würdenträgers zur Judenverfolgung der Nationalsozialisten zum Inhalt. Die Reaktionen waren vehement. Man wollte die Aufführung verhindern, indem man Drohbriefe an die Direktion und an einzelne Schauspieler schrieb. Anonyme Bombendrohungen gingen gegen das Theater, das Logenhaus der Freimaurer und die Synagoge ein. Am Vorabend der Premiere versammelten sich mehrere Tausend Menschen mit Fackeln und Transparenten zu einem Protestmarsch in Richtung Stadttheater. Dort trafen sie auf eine Demonstration Pro-Hochhuth. Die Premiere, wie auch die weiteren Aufführungen des «Stellvertreters», fanden unter schwerem Polizeischutz statt.

Die Frage stellt sich wirklich immer und für jede Generation wieder aufs Neue: was erwarten wir eigentlich vom Theater? Als Kind, so Peter Bichsel, sei für ihn der schönste Augenblick im Theater gewesen, wenn die Lichter langsam ausgingen. Theater war Spannung, und die Spannung war vor dem Spiel die grösste, sie liess während des Spiels mehr und mehr nach, und am Schluss war sie damit, dass das Gute siegte, vorbei. Das war ihm damals recht und er hätte es sich nicht anders gewünscht, umso mehr als ihm einige Jahre später bewusst wurde, dass Theater Kultur sei, dass es mit Bildung zu tun hätte und dass es eine gute Tat sei, ins Theater zu gehen, eine viel bessere jedenfalls als Karl May zu lesen.

Was dürfen wir von einem Theater erwarten? Im schlechtesten Falle einfach nichts, und im besten etwas ganz Persönliches, was es uns ermöglicht, wieder hinzugehen. Das Theater darf sich in die Diskussion mit dem Publikum begeben, es darf – und dies ist bestimmt nicht verboten – zum Denken anregen, aber es darf auch ganz einfach unterhalten und einem einen vernünftigen Abend bereiten. Was es aber auf keinen Fall mehr sein dürfe, um noch einmal Peter Bichsel zu zitieren, es dürfe nicht der letzte Hort einer aristokratischen Gesellschaft sein, die es nicht mehr gebe, ein Museum für Leute, die wöchentlich einmal einen Hauch von fürstlichem Glanz verspüren möchten. Wenn eine Kulturstadt wie Basel nicht durch ein Geschenk wie die zurückliegenden Spielzeiten davon überzeugt wird, dass das Theater eine Bereicherung ist und nicht bloss ein Kostgänger, dann brechen schwere Tage an für die subventionierte Kultur. Überall.

Verwendete Literatur
Kaslowski Stefan, Stadttheater Contra Schaubuden, Zur Basler Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts, Zürich: Chronos Verlag, 1998.
Schwabe Rudolf (Hrsg.), Stadttheater Basel: 1834 – 1934 – 1959: Festschrift zur Feier des 125jährigen Bestehens des Basler Stadttheaters, Basel: Pharos Verlag, 1959.
Städler Edmund (Hrsg.) Stadttheater Basel einst und jetzt, 1807-1975, Schweizer Theaterjahrbuch 38/39, Bern: Theaterkultur-Verlag, 1975.
Theater Basel 1988-1993.

Auf Werner Düggelin folgten unter anderen Hans Hollmann, Frank Baumbauer und Michael Schindhelm. Letzterer führte das Theater ins neue Jahrtausend. Egon Karters Komödie ist Geschichte – an ihre Stelle wurde am Ort des ehemaligen Ganthauses mit privaten Geldern das Schauspielhaus gebaut.

Wohl jedes Theater wird beim Rückblick auf seine Geschichte an Zeiten erinnert, in denen es im Brennpunkt vehemente öffentlicher Kritik stand. Damit sind für einmal nicht Budgetüberschreitungen oder die Reaktion auf die leidige Forderung nach mehr Geld gemeint, sondern von der Öffentlichkeit empfundene Verletzungen in den Grauzonen der Toleranz. Bei den Basler Theaterskandalen war meist etwas Ungeheuerliches geschehen, etwas, das gegen die sogenannten guten Sitten verstösst, etwas, was man sonst nicht an- und auszusprechen wagt und über das man plötzlich zu reden gezwungen wurde. Man muss ja nicht so weit gehen wie im Jahr 1963, als in Basel